

„Angeber sind wie Zwiebeln. Man entfernt Schale um Schale – und was übrig bleibt, ist zum Weinen.“ Diesen Spruch habe ich einmal auf einem Kalender gelesen.

Schale um Schale entfernen: darum geht es auch, wenn wir nach dem Höhepunkt des Faschings heute die sog. „Österliche Bußzeit“ beginnen. Es ist ein richtiges Kontrastprogramm zum fröhlichen und ausgelassenen Treiben der Tage zuvor. Wir legen sozusagen das Faschingskostüm ab. Wenn wir uns heute statt greller Schminke das nüchterne Zeichen der Asche auflegen lassen, dann ist der Zeitpunkt der *Demaskierung* gekommen; dann geht es nämlich genau um diese Frage: Was bleibt übrig, wenn ich meine Masken abnehme, wenn ich Schale für Schale entferne von dem, was über mein Eigentliches gelegt ist?

Solche Schalen können z. B. sein: Die Schale der *Äußerlichkeiten*, die uns oft gar so bedeutsam und unentbehrlich erscheinen (angefangen vom Gewand, das wir ja wirklich manchmal als „Schale“ bezeichnen – bis hin zu all den anderen Statussymbolen). Weil uns oft wichtiger ist, wie wir nach außen wirken, welchen Eindruck wir auf andere machen, als einfach authentisch zu sein.

Oder die Schale der *Absicherung*, die wir bisweilen wie einen Panzer um uns legen, damit uns niemand zu nahe kommen kann; damit wir scheinbar unangreifbar sind; damit niemand uns aus der Fassung bringen kann. Weil wir im Inneren gar nicht so selbstbewusst sind, wie wir uns nach außen geben; weil wir vielleicht ein angeknackstes Ich mit uns herumtragen, das niemand sehen soll.

Wir sind wie Zwiebeln mit vielen Schalen rundherum. Wir tragen Masken – vielleicht nicht gerade um anzugeben (wie es in dem Kalenderspruch heißt); aber oft, um etwas vorzugeben – etwas vorzugeben, was wir in Wirklichkeit nicht sind. Wir tragen Schminke auf, um etwas zu verbergen, was uns unangenehm ist oder peinlich. –

Und die Asche? Die Asche ist das Gegenteil davon. Sie ist das, was übrig bleibt, wenn alles andere zerfällt; wenn unsere selbst errichteten Konstrukte in sich zusammenfallen.

So ist die Asche nicht nur ein Zeichen der Vergänglichkeit. Sie ist auch ein Zeichen der Läuterung. Das Zeichen der Asche fordert mich auf, der „ungeschminkten“ Wahrheit ins Gesicht zu sehen; mit einem ehrlichen Blick *wahr*-zunehmen, wer ich bin: ich mit meinen Fähigkeiten und Stärken, aber auch mit meinen Grenzen und mit all den vertanen Chancen, die ich nicht wahrgenommen habe – ich, so wie ich nun einmal bin.

Allerdings: Im Unterschied zu dem genannten Kalenderspruch ist das, was übrig bleibt, wenn alle Schalen abgelegt sind, wenn ich ungeschminkt in den Spiegel schaue, im Unterschied dazu ist das, was übrig bleibt, nicht zum Weinen – und schon gar nicht zum Verzweifeln! Zu dem, was dann von mir übrig bleibt, kann ich getrost Ja sagen. Ich darf Ja dazu sagen, weil ein anderer schon längst Ja gesagt hat zu mir: Gott, der uns mit sich – und damit auch mit uns selbst – versöhnt hat, wie wir in der Lesung gehört haben.

Gott will den Menschen nicht zu Asche machen, zu einem Nichts.

Er will mich nicht ver-*nicht*-en, er will mich vielmehr er-*neu*-ern.

Er will, dass ich immer wieder neu anfangen, immer neu etwas mit mir anfangen. Er will, dass ich immer wieder aufstehe – so wie der sprichwörtliche „Phönix aus der Asche“ – und versöhnt mit mir selbst, mit meinen Mitmenschen und mit Gott mein Leben lebe.

Der Aschermittwoch und die folgenden vierzig Tage sind eine gute Gelegenheit dazu!

Mag. Albert Scalet